



...ten einiger Zeit habe er — der Knabe Melvil — ein probates Mittel zur Abkürzung der Wartezeit entdeckt: er spreche dann mit Mama immer von der schönen Briefmarkensammlung, die ihm Onkel Wibbs von der Weltreise mitbringen werde . . .

Well, dachte der Doktor und strich sich über das runde Kinn, tunkte die Feder in die Tinte und schrieb dem Neffen: Eine Briefmarkensammlung muß sich ein richtiger Junge selber anlegen! Dazu gibt es ein ebenso einfaches Mittel wie die japanische Methode bei der Suppe. Melvil, der Sohn seiner erfindungsreichen Mama, braucht nämlich nur das beiliegende Inserat durch eine Annoncenexpedition in fünfzig Weltblättern zu veröffentlichen . . ."

Zur Deckung der Kosten schloß Doktor Wibbs dem Briefe hundert Pfund Sterling bei und für das Inserat den folgenden Text: „Heirat! Unternehmungsfrohe Dame, zwanzig Jahre, liebenswürdig, anmutig, sympathisch, 300 000 Pfund Sterling sofort, später Millionenerbin, wünscht vornehm denkenden, intelligenten jungen Mann zu ehelichen. Vermögen Nebensache. Briefe erbeten unter R. Y. Fauntleroy 2231, Plymouth, Annoncenexpedition Good Hope."

„O Gott!" seufzte Lady Isabel, „Wibbs als Erzieher!" Und sie dachte: „Jetzt hat er wohl gar seinen Verstand verloren!"

„Verstand verloren?"

Mama erklärte das mit der Aequatorialsonne. Melvil aber fand eine einfache Lösung. Er sagte: „Onkel Wibbs wird sich das Inserat irgendwo abgeschrieben haben und hat es versehentlich in den Briefumschlag gesteckt, der für mich bestimmt war."

„Ach wo!" antwortete Mama gereizt. Sie fand es nicht zweckmäßig, den Jungen nachdenklich zu machen. Jedennoch . . .

Mama hat seine Mutmaßung entrüstet zurückgewiesen, also: es muß ein bewußter Wille hinter dem Briefe des Doktors stehen! Zudem: das Vertrauen des Neffen in die Klugheit des seebefahrenen Onkels war ohne Grenzen. Der Junge konnte sich zwar nicht erklären, wie die Dinge gehen sollten, aber er fand einen Weg zur Ausführung des Befehls, den Doktor Wibbs gegeben hatte. Einen Tag — ohne Wissen der Mama natürlich! Er erschien also auf der Annoncenexpedition Good Hope; dort gab es zunächst einige Anstände, die er aber beseitigte, weil er im Auftrage des bekannten Doktor Wibbs kam. Er zahlte seine hundert Pfund und erhielt den Bescheid: in vier bis fünf Wochen solle er wieder nachfragen.

Die japanische Methode — ein bißchen zu warten, bis auch diese Suppe efrecht sei! — war im gegebenen Falle grausam. „Vier bis fünf Wochen — ich bitt' Sie!" Aber es gab keine andere. Und . . .

Nach vier bis fünf Wochen ward Lady Isabel von ihrem Söhnchen durch ein Schlachtgeheul erschreckt: es waren auf der Expedition Good Hope sechs Postsäcke voll Briefe eingelaufen aus allen Winkeln der Welt — ein ganzes Auto voll!

Die Ueberlegenheit des fernen Doktor Wibbs hatte wieder einmal triumphiert: der Grundstock zur Briefmarkensammlung war gelegt über die Heiratsannonce — und nicht einmal die kluge Mama hatte damit etwas anzufangen gewußt!

Wanderplan

Skizze von Margarete Fischer.

„Warum die Freundschaft zwischen dem langen Walter Heinrich und dem rundlichen Heinz Walter einen kleinen Knacks bekommen hat?" sagte mein Freund. „Das will ich Dir verraten. Manche behaupten, daß überhaupt nur die Ueberkreuzung ihrer Namen sie zusammengeführt hat, aber das stimmt nicht, ich kenne sie.

Also im vergangenen Sommer nehmen beide ihren Urlaub zusammen wie immer: Zwölf ganze Tage in die Berge. Zwölf hatten sie im Winter zum Rodeln Vorschuß gehabt. Und zwölf Wochen vorher sitzen sie jeden Abend nach dem Dienst — ich wenigstens traf sie immer dabei — vor Karten und Prospekten und stellten einen Plan für die zwölf Tage auf. Dabei zeigt es sich, daß der rundliche Heinz die ganzen bayerischen Alpen und womöglich noch Steiermark und Tirol in den Rucksack stecken möchte, den zurückhaltenderen Walter „Faulier" und „Schwächling" nennt, sich anbietet, ihm eine Hängematte zu schenken, kurz, ihn mit aufreizenden Herausforderungen jeder Art sachelt; aber endlich hat man einen seinen Plan zusammen gestellt, und es geht los.

Sie landen in einem kleinen idyllischen Bergort — den Namen habe ich vergessen —, steigen aus, gucken den Bergen nach in den Himmel und kriegen sonnlüsterne Blicke.

Dorf

Ein kleines Dorf, an den Waldhang geduckt,
von greller Mittagssonne umzuckt,
Pferdeschnauben aus einem Stall,
von der Schmiede manchmal ein Funkenfall,
staubweiß die Straße, glüht eine Wiese,
bienenumsummte Holundergebreite,
und drüber die bebende Weite.

Plötzlich treibt eine Brise,
heftig bäumt sich der heiße Staub,
schräg steigt das graugrüne Lindenlaub,
doch selig in silbernen Schwaden
das Roggenstaubgewölke wallt,
und in den Tag der Gnaden
eine Glocke schallt.

Ludwig Bäte.

„Wo übernachten wir?"

„Mal erkundigen."

Wie sie die wenigen Aufsteigenden einer Musterung unterziehen, macht der lange Walter aus seinen Augen plötzlich Kugelspritzen, und als der runde Heinz seinen Geschossen folgt, sieht er ein junges Mädcher daher kommen, dem ruhig sachlichen Gebaren nach eine Einheimische, aber fein und hübsch gekleidet, mit etlichen Paketen beladen, kräftig, mit braunem Scheitel und einem Gesicht, wie es eben einen geraden Scheitel vertragen kann, zumal, wenn er locker und gewellt ist.

Der lange Walter gibt sich einen Ruck, tritt höflich an die Dame heran und fragt, was es für Fremdenheime im Orte gäbe.

„Zum goldenen Löwen" und „Zum goldenen Lamm", sagt sie mit welcher Stimme und Augen, die freundlich aus sanfter Versonnenheit aufwachen.

„Und welches ist das bessere?" fragt er weiter. Da lächelt sie ungemein anmutig und sagt: „Alle beide sind gut", nickt ruhig reizend und verschwindet in einem Bäckerladen.

Der lange Walter sagt ein leises, schneidendes „Donnerwetter" und sieht ihr nach. Und auch der kleine Heinz schickt seine Augen hinterher und wiederholt ein rundlicheres „Donnerwetter. — Also auf zum „Goldenen Löwen"."

Der Wirt vom „Goldenen Löwen" schielt, brummt und ist unsauber, und Walter entscheidet: „Hier nicht. — Zum „Goldenen Lamm"."

Sie treten in den Garten des „Goldenen Lammes," das auf halber Höhe liegt, und sehen — — Ja, da steht im blau und weißen Kleide, sauber die ganze Gestalt, mit Sonnenglanz in Augen, Haar und Haut — ihr Mädchen vom Bahnhof und kauft den Dorfbuben Walderdbeeren ab. „Da. — Gibst der Schwester aber auch was ab vom Geld", mahnt sie gerade mit einem weichen, kleinen Klaps und wendet sich den Fremden freundlich zu. „Will der Mutter Bescheid sagen", geht vor ihnen her ins Haus und ruft die Wirtin, die . . . ja, das ist ganz entschieden etwas anderes als im „Goldenen Löwen".

Abends sitzen unsere beiden Freunde also mit der Wirtsfamilie auf der Veranda — Vater und Mutter sind prächtige Menschen — und erzählen, daß sie eine Wanderung machen wollen. Und wie das so geht — „Das müssen Sie aber bestimmt noch sehen — und wenn Sie schon da sind, dann müssen's halt auch dort noch hinauf . . ." Schließlich ist von dem Plan, an dem sie zwölf Wochen studiert hatten, so gut wie nichts mehr übrig, aber Vater und Mutter, Sohn und Tochter sitzen eifrig und mit Mühe und legen eine feine Wanderstrecke fest. Auch noch den nächsten Tag geht es so.

Am ersten Abend, als sie sich in ihrem freundlichen Zimmer, in das der Mond durch einen alten Birnbaum goldene Münzen wirft, in ihren sauberen Betten strecken, bemerkt Walter wie für sich: „Hier gefällt's mir." Und Heinz brummt „Mir auch", worauf er friedlich einschläft.

Am folgenden Abend singt die Tochter mit einer lieben, weichen Stimme im Garten. Dann sitzt man wieder bald bis Mitternacht, um an dem Wanderplan zu schustern. Sechs Tage, — das würden sie grad schaffen. Aber als die beiden wieder in ihren Betten liegen, der Mond an ihrer Wand mit goldenen Bällen jongliert und der Birnbaum voll von sanften Tönen hängt, da sagt Walter leise vorführend: „Du?"

„Hm?"

Der andere läßt eine Zeit darauf hingehen. „Was meinst Du?"

„Ich?" Heinz [illegible] „Bis jetzt nichts. Aber Du? Beeil' Dich."

„Ich meine, — hm, — es gefällt mir hier."

„Mir auch."

„Das ist gut. Dann bleiben wir hier."

Jetzt taucht Heinz aus seinen Kissen auf. „Bist Du verrückt?"

„Du willst nicht?"

„Du bist ganz und gar verrückt."

„Willst Du bestimmt nicht?"

„Wenn Du noch einmal fragst, gieß ich Dir das Glas Wasser über den Kopf."

„Pst!" macht Walter, denn aus dem geöffneten Fenster unter ihnen tönt eine liebe Stimme: „Vergiß nit, die Herren um viere zu wekken — und ihr Gepäck kommt in die leere Stube."

„Gut. Geh'n wir", knirscht Walter grimmig — und rechnet die ganze Nacht: Zwei Tage bleiben gerade übrig (nach der Wanderung). Nicht mehr als lumpige zwei Tage. Was aber sind zwei Tage für solch' ein schweres Stück! — Examen? Was ist Examen gegen so etwas! — Aber Versprechen bleibt Versprechen. — Gut! Gehn wir!

Und sie gehen. Noch heute rinnen dem rundlichen Heinz die schweren Schweißtropfen vom Gesicht, wenn er davon erzählt. Solch' eine Fahrt hat er noch nie gemacht und wird es auch in Zukunft nie tun. Walter steigt wie ein Rasender — immer drei Meter vor ihm. So sehr Heinz seine Beine anstrengt, um mit ihm Schritt zu halten; es ist unmöglich. Sie jagen die Berge aufwärts. Die Sonne bohrt Löcher in die Haut. Die Zunge will im Rachen unterkriechen. Walter steigt wie ein Gehetzter, den die Polizei fassen will. Heinz keucht hinterher. Geröll bröckelt auf seine Füße. — Keine Schwäche zeigen. — Walter, ich kriege Dich noch. — —

Er kriegt ihn nicht. Am Abend schweigen beide. Heinz kann ganz einfach nicht mehr reden, nicht mehr die Zunge bewegen, geschweige denn eine Hand.

So geht's den ersten Tag. So geht's den zweiten. In solchem Tempo nahm noch niemand die Berge. Walter scheint keine Müdigkeit zu kennen. Heinz beißt sich zusammen wie ein Igel und keucht ihm nach, hinkt, lahmt, torkelt hinterher. Schon sind zwei Tagestouren lange überholt — am Abend schwankt man mit zitterndem Gehein ins Stroh.

Am dritten Tage stammelt Heinz mit wirrer Zunge: „Ich schlag' Dich tot, wenn ich Dich kriege, Walter." — Er kriegt ihn nicht. Nein, keine Bange. Kein Erbarmen.

Sie jagen ihre Strecke, daß auch kein Tüpfelchen vom Plan der Wirtsleute fehlt. Sie jagen Berge auf und nieder — in drei Tagen, was auf sechs berechnet ist. Sie langen nach drei Tagen glücklich im „Goldenen Lamm" an."

„Und?" fragte ich begierig. „Das Mädchen? Bereits verlobt? Oder überhaupt lange schon verheiratet?"

„Das Mädchen?" lächelte mein Freund. „Das Mädchen, nein, das ist es ja eben. Das Mädchen steht und lacht im Garten, schneidet Blumen und schmückt die Tische. Das Mädchen ist richtig die Frau von Walter geworden, — und das macht ihne Knax eben empfindlicher. Denn nun reisen sie nicht mehr zusammen, weder in sechs noch in drei Tagen. Und weil's die letzte Reise ist, bleibt sie in einschneidender Erinnerung. Ja, wäre die Kleine fort gewesen — — Mitleid, verstehst Du, das überbrückt schließlich alles. So aber — wer leer ausgeht . . .

Aber wie gesagt, es ist immerhin nur ein gelinder Knax."

Die Seereise.

„Nun, gnädige Frau, wie war die Hochzeitsreise?"

„Ganz schön, bloß mein Mann hat sich furchtbar blamiert! Ich tue auf dem Schiff so, als ob wir schon alte Seefahrer sind, und er zeigt auf die Rettungsringe an der Reeling und fragt einen Offizier, wozu das Schiff so viele Reservereifen mitgenommen hat!"

*

Es half nicht.

„Lassen Sie sich elektrisch behandeln, dann geht Ihr Rheumatismus bestimmt fort, Herr Lamprecht!" sagt der Arzt. — „Erlauben Sie, daß ich kichere," erwiderte Lamprecht. „Voriges Jahr bin ich erst vom Blitz getroffen worden, und nicht einmal das hat was genützt!"

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 32 Samstag, 10. August 1929

Menschen im Nordland

Skizze von Ernst Römer.

An den granitnen Holms der Cut-Skerries war in den Morgenstunden ein Schoner gestrandet. Ein deutscher Schoner. Das Unglück hatte ein Fischer wahrgenommen, der nach seinem Schafstall sehen wollte. Er kam gerade noch zurecht, um einen Mann der Besatzung ans Land ziehen zu können, ehe den die Kräfte verließen.

Der gerettete Seemann erbrach das in Mengen verschluckte Salzwasser, platt auf der Erde liegend. Neben ihm kniete der Fischer und hielt ihn an den Schultern fest. Na, — nun ginge es wohl wieder.

Die beiden Männer wandten den Blick nach dem zertrümmerten Schiff, während ihnen der Sturm um die Köpfe fuhr. Nein, da war nichts mehr zu machen: Die Holzladung quoll aus dem aufgerissenen Leibe wie das Eingeweide eines zerfetzten Tieres. Mit jeder Brandungssee trieb sich der Rumpf mehr und mehr in das höllische Gestein. Am Kläverbaum hatte sich ein Vorsegel losgemacht und flatterte heldenhaft Abschied. Da deutete der Schiffbrüchige mit wildem Arm in den brodelnden Gischtkessel der roten Klippen, hielt dem anderen vier ausgespreizte Finger vor das Gesicht: „Vier Mann" schrie er, „alle vier sind ersoffen!"

Da war nichts mehr zu machen.

Des Seefischers Frau hatte mit leisem Aufschrei ihren Säugling von der Brust genommen, als der Mann mit dem triefenden und klappernden Fremdling in der Tür erschien. Ein paar knappe Worte fielen, dann eilte sie in den Nebenraum und schleppte trockenes Zeug herbei. Bedeutete ihm, er sollte sich schnell umziehen. Nahm ihr schreiendes Kindchen auf und verschwand wieder. Der Fischer hatte indessen das offene Torffeuer geschürt und den eisernen Pott darüber gehängt. Nickte dem Deutschen zu: „Tee trinken, nicht wahr?"

Der junge Seefahrer, Peter Hölk hieß er, umspannte den Blechkump mit bebenden Händen, schlürfte gierig. Und schüttelte sich: Das war heute morgen ein verdammter Kram gewesen . . .

Unter der sachlichen Obhut der Fischersleute wichen allgemach die Schreckbilder des Todes vor seinen Augen. Nebenan mußte er sich zum Schlafen legen. Ich bin wie ein kleiner Junge, dachte er, als die große starke Frau in verhaltener Mütterlichkeit die Betten aufwark. Ja, solche Alkoven haben die holsteinischen Bauern auch.

Dann lag er in der breiten Koje und zog die Vorhänge zu. Schafe blökten, und der harte Wind stieß am Fenster vorbei. Beim Augenschließen sah er seinen Schiffer mit blutendem Kopfe im Wasser treiben, Jörgen war gleich vom Fockmast erschlagen worden, als er über die Seite ging. Und die beiden anderen? Ja, — die beiden anderen . . . .

Diese Inseln im Nordmeer sind rauhes Land. In früher Weltzeit mögen sie eine Brücke von Skandinavien nach Schottland gewesen sein. Und bilden heute die Tore zum Ozean. Schwere Winterstürme wettern über die Eilande, kein Baum kann wachsen, die Landschaft ist düster und kahl. Torfmoore breiten sich im Innern aus, Steingeröll liegt auf niedrigen Bergen. Die Küstenränder sind gewaltig zerklüftet und von Fjorden tief ausgezackt.

Hier kann nur ein starker, einsamer Menschenschlag gedeihen. Mit herbem, schlichtem Seelentum. Steinig und brav. Man gibt der Obrigkeit, was ihr gebührt, und lebt für sich in den ungemischten Blutströmen der normannischen Vorfahren.

Am Abend wurde der Holsteiner von seinen Obdachgebern zum Nachbarhaus mitgenommen, wo man ihn sehen wollte. Da saßen sie, die schweren Menschen mit den windklaren Augen, aber ein rechtes Gespräch wollte nicht aufkommen. Bis die große Tochter des Nachbarn eine Handharmonika aus der Kammer holte und sie dem Deutschen hinhielt. Ob er darauf spielen könnte? Hölk langte sinnig danach. Lederschlaufe am Griffbrett und ließ sich mit verwirrtem Auflachen auf einen Stuhl nieder. Als er seinen Flachskopf vornüber beugte, um auf die Töne zu lauschen, lag feierliche Befangenheit über den Shetländern.

Der Seemann fing an zu spielen. Heimatlieder, wie sie ihm in den Sinn kamen. Seine Blicke suchten unter dem Schutz seines Spiels umher. Das große, ranke Mädchen hatte die jüngere Schwester an sich gezogen und ließ deren braunen Zopf durch ihre Finger gleiten.

Du große Deern, sagte Peter mit den Augen, ich mag dich wohl leiden . . .

Und seine schweren Hände gingen mit dem Harmonikabalg in voller Fahrt, als er wahrnahm, daß sich des Mädchens Wangen leis durchbluteten.

Aber als er sich nach einer Weile mit seinen Quartiersleuten verabschiedete, da war das Mädchen schon fort.

„Ich will mein Boot fertig machen," meinte der Seefischer am anderen Morgen zu Peter Hölk. „Gegen elf Uhr läuft der Dampfer in Housay ein. Den mußt Du nehmen."

„Allright," sagte Peter. Er sah sich suchend in dem Raum um. Ob ihm noch etwas fehle, fragte die Fischersfrau.

Seine Pfeife. Er hätte sie wohl gestern abend drüben liegen lassen.

„So geh' sie doch holen," lachte die Frau sinnig. „Kannst ja von da aus gleich zum Boot hinunter, wenn Du willst."

Da sagte der junge Seemann Lebewohl, dankte für alles und murmelte etwas vom deutschen Konsulat in Larwick, mit dem er es in Ordnung bringen wollte.

Ja, das wäre schon gut so. Und er solle nur sehen, daß er schnell nach Hause käme.

Peter ging mit sturem Sinn zum Nachbarhause. Laß dich nichts ankommen, trotzte es in ihm auf. Laß dich nichts ankommen. Ich will ja überhaupt nur meine Pfeife abholen.

Aber das Mädchen stand schon vor der Tür. Er streckte steif die Hand hin: Er müßte nun fort. Und deutete mit dem Kopf zur Wik hinunter, wo das Boot lag. Da fühlte er sich von zwei Armen gefaßt, eine harte Brust gegen sein Gesicht gedrückt, einen schnellen Kuß auf seinem Scheitel.

Er lief mit zehn Meilen Fahrt bergab. Die Mütze noch in der Hand. Junge, Junge . . . . Und seine Pfeife hatte er wahrhaftig auch vergessen!

Peter Hölk half stumm beim Segelsetzen, und nach kurzer Zeit segelten die beiden Männer zur Bucht hinaus.

Zwischen den Holms trieben zerbrochene Balken umher. Von deinem Schiff, dachte Peter. Aus einem Schornstein der Häuser quoll Rauch und wurde vom Wind gefaßt. In der Ferne hörte man den Dampfer tuten.

Peter Hölk schaute sich um. Winkte da jemand? . . .

Der Trick

Skizze von E. Rudloff und Jo Hanns Rösler.

Um die Motive seiner Handlungsweise befragt, äußerte sich Hugh Dale bei der Gerichtsverhandlung folgendermaßen: „Die Welt ist dumm. Natürlich mit Ausnahme Ew. Ehrwürden. Die Welt ist sogar sehr dumm. Die eine Hälfte der Menschheit lebt ja davon. Er handelt sich darum, möglichst unauffällig den Kreislauf der Güter zu beschleunigen. Ew. Ehrwürden belieben einzusehen, daß zwischen Handel und Diebstahl ein Unterschied nur dem Grade nach besteht. Es ist ein trauriges Vorurteil, daß Diebstahl als ein besonders gemeines Verbrechen angesehen wird. Er erfordert im Gegenteil außerordentliche Geschicklichkeit und Fachkenntnisse, wenn nicht das Risiko den Gewinn übersteigen soll. Die Prominenten unseres Standes, zu denen mich hinzu zu rechnen Ew. Ehrwürden die Gewogenheit haben, besitzen heute eine derartige Erfahrung, daß sie in der Lage wären, selbst unbemerkt den Stuhl, von dem aus Ew. Ehrwürden Recht sprechen, unter dem — Verzeihung — südlichen Teil des Rückens weg zu stehlen.

Ich gestatte mir, nur an die klassische Tat des Elusive Picaroon zu erinnern, der zur Zeit, als der Kongreß der Polizeikommissare der Vereinigten Königreiche, Dominions und Kronkolonien tagte, einem der Teilnehmer die Einladungskarte entwendete, damit an der ersten Hauptversammlung teilnahm, bei der auch über die neuesten Maßnahmen gegen die Taschendiebe gesprochen wurde, und zum Schluß mit 18 goldenen Uhren, 19 Brieftaschen, 4 Ta[illegible] batieren und einem neuen Pelz abzog.

Ich glaube also, es bedarf keines weiteren Beweises für die Existenzberechtigung eines Berufes und seiner Angehörigen, gegen die sich zu schützen die Welt durchaus kein Mittel besitzt."

„Dann muß das Gesetz Sie gegen die dumme Welt schützen", sagte Se. Ehrwürden Mister Judge C. R. Atchkinson, „vier Monate Gefängnis. Der nächste bitte." —

Genau vier Monate später streckte Lord Bolingbroke langsam seine schmale Hand aus und läutete. Parker, der Kammerdiener, trat ein.

„John, Sie gehen sofort ins Hollowaygefängnis."

„Sehr wohl, Ew. Lordschaft."

„Sie warten am Ausgang, bis ein gewisser Hugh Dale entlassen wird."

„Sehr wohl, Ew. Lordschaft."

„Sie übergeben ihm diesen Brief und bringen mir die Antwort in den Merros-Klub."

„Sehr wohl, Ew. Lordschaft."

Mit sichtlichem Unbehagen erkundigte sich einige Stunden später der Diener bei einem schmächtigen, blassen, jungen Mann, der soeben die berühmte kleine, graue Pforte verlassen hatte, nach dem Namen.

„Hugh Dale," antwortete der Fremde.

„Dann habe ich diesen Brief Seiner Lordschaft abzugeben."

„Warten Sie auf Antwort?"

„Seine Lordschaft wartet darauf."

Der Adressat zeigte keine besondere Ueberraschung nud las: „Mein Herr, Sie haben erklärt, daß es unmöglich sei, sich gegen Taschendiebstähle zu schützen. Ich gestatte mir, im Interesse des gefährdeten Publikums zu beweisen, daß die Angst vor der Kunst Ihrer unansehnlichen Gilde unberechtigt ist, und mache Ihnen folgenden sportlichen Vorschlag: Zu einer von Ihnen noch festzusetzenden Zeit werde ich mit 250 Pfund Banknoten, die in irgend einer Tasche stecken, eine volle Stunde in der belebtesten Hauptstraße Londons spazieren gehen. Der Betrag soll Ihnen gehören, wenn Sie imstande sind, ihn unbemerkt zu entwenden. Da ich Sie persönlich nicht kenne, sind unsere Chancen gleich, und ich übernehme zugleich auch für Sie alle rechtlichen Konsequenzen bei Mißlingen des Versuches. Antwort an Ueberbringer dieses. K. L. B."

Hugh Dale warf einen schrägen Blick auf den Diener.

„Ihr Herr ist Lord Bolingbroke?"

„Lord Bolingbroke ist mein Herr."

„Ich kenne ihn vom Sehen. Wollen Sie ihm bitte mitteilen, daß ich morgen um elf Uhr das Vergnügen haben werde, mir in der Regentstreet das Geld zu holen."

Der Diener verschwand ohne Gruß. —

Am nächsten Vormittag trug Lord Bolingbroke seine hohe, leicht vorgebeugte Gestalt durch die Menge der Regentstreet. Die Banknoten befanden sich in seiner linken Hosen-

tasche, und er hatte beschlossen, während des ganze nSpazierganges seine Hand, die krampfhaft das Bündel umschlossen hielt, nicht aus der Tasche zu ziehen. Und was Lord Bolingbroke beschlossen hatte, setzte er durch.

So konnte man an diesem Vormittag ein Mitglied der Hocharistokratie bemerken, das in tiefster Versunkenheit durch die Straßen wanderte und eine Hand tief in der Hosentasche versenkt hielt, was zu manchen Unannehmlichkeiten führte. Er begegnete Bekannten, die ihn grüßten und die er wieder grüßten mußte. Eine Dame verwickelte ihn in ein Gespräch. Er mußte sein Taschentuch einmal hervorholen und hatte nur eine Hand frei, die noch durch Handschuhe und Spazierstock behindert war. Dann kam ein Bettler, und der gute Lord litt Seelenqualen, ihm nichts geben zu können. Über die ganze Zeit kam seine Linke nicht aus der Tasche, und das Papier raschelte noch immer beruhigend.

Endlich war die sechzigste Minute vorüber, und stolz begab sich Se. Lordschaft nach Hause. An der prächtigen Treppe vor seinem Portal blieb er stehen und sah sich um.

Weit und breit nichts Verdächtiges.

„Gewonnen", dachte er mit tiefer Befriedigung und zog zum ersten Mal die Hand aus der Tasche.

Und — — — die Banknoten waren verschwunden.

An ihrer Stelle hielt er Zeitungspapier in den Händen. —

Auf seinem Schreibtisch lag ein Brief.

Nervös riß Lord Bolingbroke ihn auf.

Er las: „Ew. Lordschaft verbindlichen Dank für den Betrag, den ich mir Ihrer linken Hosentasche zu entnehmen gestattet habe. Es war natürlich leicht für mich, diesen Aufbewahrungsort zu erkennen, und zwar auf Grund der Sorgfalt, mit der Sie sich bemühten, die Hand nicht aus der Tasche zu nehmen. Bei der Junction-Kreuzung aber, wo Sie nicht sofort über die Straße gehen konnten und einige Sekunden warten mußten, habe ich mir erlaubt, Sie mit einem Roßhaar hiner dem Ohr zu kitzeln. Worauf Sie sofort mit einer unwillkürlichen Reflexbewegung die Hand aus der linken Tasche nahmen, sie zum Ohr führten, in der halben Höhe aber sich besannen und die Hand in die Tasche zurück steckten. In diesem Augenblick hatte ich schon den von mir von Ihnen liebnswürdigerweise angebotenen Betrag. Also nochmals Dank für das Geld und bürgern Sie sich nicht über Ihren ergebenen Hugh Dale."

Das Feuer der Göttin Bhagabati

Skizze von G. W. Brandstetter.

Die Sonne brannte auf die kleine bengalische Eisenbahnstation herunter, und alles Leben schien dort erstorben.

Da rannte auf der weißen Landstraße ein Inder den Gebäuden zu, daß der Staub unter seinen nackten Füßen aufwirbelte. Vor der Schwelle zum Dienstzimmer strauchelte er und schlug mit der Schulter schwer gegen die Tür. Der Eurasier drinnen schrak aus dämmerndem Halbschlaf hoch: „Was ist?" Der Inder richtete sich auf und preßte die Fäuste gegen die keuchende Brust: „Die Memsahib drüben in ihrem Bungalow ist verschwunden. Rufe die Polizei von Bankara!"

Alle Müdigkeit war von dem Stationsbeamten gewichen, und er hämmerte seine Meldung auf die Telegraphentaste. In den kurzen Pausen preßte er nähere Erklärungen aus dem Inder heraus: „Du hast ihr wie sonst täglich die Milch bringen wollen, Kisor?" — „Ja, die Tür war eingetreten . . . der Boy lag mit einem Messer in der Brust . . . alles ist durchwühlt . . die Memsahib fehlt . . ."

Zwei Stunden später hielt die Maschine mit dem englischen Polizeiinspektor von Bankara und sechs eingeborenen Polizisten auf dem Bahnhof. Sie eilten mit Kisor die zehn Kilometer zum Bungalow der Engländerin hinüber.

Dort war die Spur der Dakoits, der Räuber, zu verfolgen. Es schienen vier Mann gewesen zu sein, die mit ihrer Beute und der ein hohes Lösegeld versprechenden Gefangenen in die Berge geflohen waren. Der Inspektor nahm die Jagd sofort auf. Sie führte nach Norden in kaum bewohntes Gebiet, und auf den wegelosen Berghängen verlor sich fast die Spur. Der immer größer werdende Vorsprung der Dakoits ließ die Verfolgung schon fast aussichtslos erscheinen. Der Abend zwang den Engländer zur Rast unter dem steilen Absturz einer Felswand. Ein Polizist hielt abwechselnd Wache.

In der Nacht, die drückend schwül über dem engen Tale lastete, wurde der Inspektor aus dem Schlaf gerüttelt. Der Posten wies nach dem kaum erkennbaren jenseitigen Hang hinüber: „Sahib, sieh das Feuer dort oben!" Eine Flamme stand für Augenblicke an der Felswand. Sie verschwand unvermittelt, doch gleich darauf leuchtete sie anscheinend einige Meter davon entfernt wieder auf.

Der Inspektor wußte sich keine Erklärung dafür. Erst glaubte er, das Feuer auf die Verfolgten zurückführen zu müssen, doch ein Blick durch sein Nachtglas verriet ihm, daß es sich nicht um Fackeln handeln konnte. Er weckte Kisor: „Weißt Du, was die Flamme da oben zu bedeuten hat?" Der Eingeborene sah scheu zur Bergwand hinauf. Dann sagte er: „Der Berg gehört der Göttin Bhagabati. Kein Mensch hat ihn bisher bestiegen, weil keiner wagte, sich der Göttin zu nähern. Nur ein Kisir wollte ihn einst bezwingen und sich Bhagabatt gleichsetzen. Er hatte den Gipfel erreicht, als die Göttin erwachte und den Frevler sah. Im Zorn warf sie ihn den Hang hinunter, und sein zerschmetterter Körper blieb auf einem Felsvorsprung liegen. Zur Strafe muß die Seele des Fakirs dort in heißen Nächten wieder zum Leben erwachen, die Oellampe entzünden, die er auf seine Fahrt mitnahm, und die Göttin anbeten. Den wenigen, denen es vergönnt war, die Flamme zu sehen, bedeutet sie Glück; doch wer den Berg besteigen wollte, würde das Schicksal des Fakirs erleiden."

Der Engländer schüttelte den Kopf, weil ihm die Legende keine Erklärung für das Rätsel bringen konnte. Doch er schwieg, um den Inder nicht zu verletzen. Die ganze Nacht über ließ ihm der Gedanke an das Feuer keine Ruhe.

Früh am Morgen befahl er den Aufbruch. Der Trupp verfolgte die spärliche Spur in der Talsohle weiter. Dann hörte diese im steinigen Geröll eines Bergsturzes auf. Der Tag verrann unter vergeblichem Suchen. Immer wieder schweifte der Blick des Weißen zum Berg der Bhagabati; doch selbst das Fernglas zeigte keinen Vorsprung in der Felswand, die senkrecht empor schoß, keinen Riß, in dem sich Menschen verbergen konnten. Der Abend, der kühler heraufzog als die vergangene Nacht, sah den kleinen Trupp enttäuscht am oberen Ende des Talkessels rasten.

Der Engländer konnte nicht schlafen. Der bisherige Mißerfolg quälte ihn, noch mehr aber das ungeklärte Rätsel der Flamme. Er starrte öfters zur dunklen Bergwand hinüber, und manchmal glaubte er, das Feuer leuchten zu sehen. Aber immer wieder mußte er sich davon überzeugen, daß seine erregten Nerven ihn genarrt hatten. Er legte sich auf den Boden und versuchte, Ruhe zu finden. Er fiel in unruhigen Schlaf, und der Berg lag im Traum wie ein Alpdruck auf seiner Brust. Der Inspektor begrüßte den Morgen als Erlösung.

Sein Entschluß war gefaßt: „Der Berg birgt ein Geheimnis, das ich enthüllen muß." Kisor wurde bleich, als der Inspektor befahl: „Wir müssen die Wand erkunden." — „Sahib, laß die Göttin in Ruhe. Sie wird uns vernichten." Der Engländer blieb fest: „Nein. Wenn Du zu feige bist, lasse ich Dich hier. Wir andern versuchen den Aufstieg." Er sah die Angst, die seinen Polizeisoldaten die Kehle würgte, und lächelte verächtlich: „Fürchtet Ihr Euch auch? Soll ich allein gehen?" Die anderen senkten stumm die Köpfe. Der Engländer sah an ihnen vorbei: „Feiglinge!" Da trat der Unteroffizier unter ihnen vor: „Wir begleiten Dich Sahib."

Sie kletterten fast den ganzen Tag. Zehn-, zwanzigmal mußten sie umkehren, weil es kein Weiterkommen gab. Sie griffen den Berg von der Rückenseite an, und endlich standen sie kurz vor dem Abend auf der Spitze, die senkrecht ins Tal stürzte. Dem Engländer weitete das Gefühl der sportlichen Leistung die Brust. Seine Begleiter warteten auf die Strafe der Göttin. Die Nacht kam, und eng zusammengedrängt duckten sich die Inder vor dem Verhängnis, das ihrer Ansicht nach nicht ausbleiben konnte.

Der Morgen befreite den Engländer von der Qual des Wartens. Er beugte sich mit dem Glas über den Abgrund, der tausend Meter tief unter ihm lag, und zwei Polizisten sicherten ihn mit ihren Gürteln. Da sah er zehn Meter unter sich ein fußbreites Band beginnen, das schräg die Wand hinabführte und hundert Meter tiefer auf einem schmalen, kurzen Vorsprung endete. Hohes Sumpfgras schien dort zu wachsen. Und plötzlich entdeckte der Engländer drei Meter unter sich eine Kratzspur am Felsen, die von einem Nagel stammen mußte.

Er richtete sich auf: „Wir sind nicht die Ersten, die den Berg bestiegen haben. Alle Gürtel zusammengebunden!" Sieben Ledergürtel reichten beinahe bis auf das Felsband. Der Inspektor ließ sich an ihnen hinunter, zwei Polizisten folgten ihm. Sie faßten Fuß auf dem Bande und tasteten sich auf ihm die Wand hinunter. Dann standen sie auf dem schmalen Vorsprung, und plötzlich erkannte der Engländer die Ursache des Feuers der Göttin Bhagabati: „Ein winziger Sumpf, den Regenwasser und abgespültes Gestein gebildet haben und über dem in schwülen Nächten Irrlichter tanzen!" Er lachte.

Doch plötzlich warf er sich zur Seite, riß die Pistole hoch, und sein Schuß dröhnte. Zehn Meter vor ihm fiel ein Gewehr polternd über den Felsrand, zwei Hände krampften sich für Augenblicke ins Gestein, dann flog ein Körper im schmutziggrauen Rock ins Leere hinaus.

Der Engländer war bleich geworden. An die Wand gepreßt, schlich er vorsichtig weiter. Doch alles blieb ruhig. Dann stand er vor dem kaum einen Meter hohen Eingang zu einer Höhle. Seine Taschenlampe blitzte auf, und ihr Schein fiel auf ein menschliches Bündel, das zwischen Waffen, Lebensmitteln und Räubergut in der Ecke lag — die Engländerin. —

Am Abend darauf war die kleine Truppe wieder im Tal. Der Inspektor bot Kisor gut gelaunt eine Zigarette und lachte: „Deine Göttin Bhagabati ist doch nicht so schlimm, wie Du sie schilderteft. Wir leben alle noch, obwohl wir ihren Berg bestiegen." — „Sahib, ich habe doch recht. Uns hat sie ihr Feuer gezeigt, und wir hatten Glück. Doch die Dakoits . . ." Und er wies mit dem Finger nach dem Fuß der Wand hinüber, wo die zerschmetterten Körper der drei anderen in den Hinterhalt gefallenen Räuber liegen mußten.

Heimkehr im Herbst

Hamsun-Skizze von Alfons Hayduk.

Wer kennt nicht das überschäumende Kraftgefühl wagemutiger Jugend, die vor keinem Einsatz zurück scheut, sei es des eigenen Lebens oder — was noch schlimmer ist — der eigenen Seele! Der junge Mann, von dem hier die Rede ist, gehörte zu dieser Jugend und zog mit verbissenen Lippen ihre wunderliche Straße angefüllt mit den Hoffnungen seiner Generation, kampflustig, sich die Welt zu erobern.

Pedersen hat das harte Brot der Armut von frühauf essen müssen. Ach, er war froh, wenn er überhaupt ein Stückchen trocken Brot zum jungen hungrigen Munde führen konnte. Aber die Bitternis solcher Jugend goß sich über sein Leben aus, brannte heimlich im Herzen und entfachte eine erschreckende, jähe Glut, an der sich insgemein Anarchisten zu wärmen pflegen. Doch Pedersen gehörte nicht zu diesen, nein: das Erbe seiner norwegischen Heimat, das Blut seiner rechtschaffenen Ahnen war viel zu gesund, viel zu lebendig, um nicht im Innersten gesegnet zu sein, gesegnet von dem urewigen Gesetz des Lebens, der Gottheit, oder wie wir es nennen wollen. Wie ein tiefes Geheimnis schlummerte es in Pedersens Herz, unberührt von seiner Unruhe.

Die Menschen im Nordland, denen es um ihr Schicksal ernst ist, haben es nicht leicht. Mit Erde, Meer und Himmel müssen sie kämpfen, um kargen Segen zu erringen. Pedersen wußte es. Er begann dieses und jenes. Wechselte Beruf um Beruf. Zog voll Unrast aus einer Landschaft in die andere. Wo du nicht bist, da wohnt das Glück. Dies Volkswort rauschte in seinen Ohren wie die geheimnisvolle Melodie des nordischen Meeres um die armseligen heimatlichen Hütten bei Tag und Nacht.

Kein Wunder ist es, daß der Jüngling in seiner aufgeweckten sehnsüchtigen Art jener Krankheit verfiel, die Fernweh genannt wird. Immer träumen Menschen, die mit dem Schicksal unzufrieden sind, von einer neuen besseren Welt, glauben an die Beglückung des Abenteuers, hoffen auf den Gewinn einer neuen Erde. Und da die Sehnsucht ein Stück Seele des nordischen Menschen bedeutet, sind ihrer im Laufe der Jahrhunderte nicht wenige gewesen, die unter weitgespanntem Segel hinüber fuhren über das große Wasser. Amerika!

Jahrelang war der junge Pedersen über die Berge, durch die Täler Norwegens gewandert, ein Landstreicher seiner unklaren Hoffnungen, bald hier, bald dort arbeitend, gewiß nicht ungern, aber ohne die Befriedigung, in der wir die Harmonie des Daseins suchen. Nun bedrückte den Dreiundzwanzigjährigen die vermeintliche Enge der Heimat. Er wanderte aus. Newyork war die erste Station auf dem jahrelangen Passionsweg der nun folgenden Enttäuschungen. Das Farmerleben lockte, Pedersen ging aufs Land — ach, überall ist sich die Erde, sind sich die Menschen gleich. Ja, ein junger Mensch kann dort von Glück reden, wenn er eine Sekretärstelle bekommt. Und Pedersen hatte solches Glück. Er erreichte einen letzten stillen Hafen in der Neuen Welt, einen bescheidenen Ruhepunkt. Die blinde Gier nach dem Leben war erloschen, die tolle Jagd nach dem Dollar, nach dem Frieden des Herzens zu Ende. Jagd vorbei! So klang es dem Gehetzten, den in aller Haß an Leib und Seele Erkrankten. Kehren Sie heim! sagte der kluge Arzt.

Pedersen kehrte heim. Müde und zerschlagen war er. Aber nicht hoffnungslos. Nein, das wäre nicht seine Art gewesen. Gewiß, er täuschte sich nicht über seine Lage. Sein Elend — er wollte und mußte es überwinden. Wieder begann der zähe Daseinskampf in der Heimat.

Nichts gelang. Trotz mannigfacher Mühen kein Erfolg. Ihm war, als sei er ausgestoßen, als wollte ihn sein Land, sein Volk nicht. Er begann zu hassen und begann damit bei sich selbst. Namenloser Ekel überkam ihn. Wäre es nicht besser, solch nichtswürdiges Leben fortzuwerfen?

Kopf hoch, Pedersen! Immer wieder anfangen!

Mit der Zähigkeit der Nordlandbauern begann er von neuem. Wieder winkte Newyork. Und sei es als Fischerknecht auf den Neufundlandbänken, Pedersen heuerte an! Seine Lippen waren schmal und aufeinander gepreßt, aber Pedersen tat seine Pflicht, gab sich nicht auf. Sein ruhelos reger Geist lag in Fesseln, aber in dem schweifenden Burschen reifte die Mannheit zu herber Frucht. Hallo, war es denn eine Schande, Straßenbahnschaffner in Chicago zu sein oder Erntearbeiter in Dakota? Pedersen schuftete und sparte. Bald war er im Osten, bald auf dem Lande. Einerlei. Wenn sich nur der Arbeit ein Segen abringen ließ! Dann würde Petersen schon Ruhe und Erfüllung seiner geheimen Sehnsucht finden.

Und er griff zur Feder, um all das Drängende, Beunruhigende zu bannen, zu gestalten. Tagelang schrieb er. Aber die Tage waren seinem Feuereifer zu kurz, die Ruhe der Nächte wurde hingeopfert. Eine gnadenvolle Besessenheit trieb Pedersen zum Schaffen. Er arbeitete wieder bei der Straßenbahn, aber seine freie Zeit gehörte seiner eigenen Arbeit.

Doch wenig blieb davon. Das meiste ward vernichtet, wenn Entmutigung, Zweifel und Kritik einsetzten.

In jenen Nächten der Qual und des Ringens, des schöpferischen Aufbruchs begannen sich die aufgewühlten Wogen dieses rastlosen Lebens zu beruhigen. Mit dem Morgenrot schimmerte ein schmaler Streifen am Horizont: festes Land!

Und wieder begann der alte, vergessene Ruf aufzuklingen, der Ruf der Heimat.

Als der Sommer kam, ging Pedersen wieder an Bord. Ein wissendes Lächeln war sein Abschied von Amerika. Mochte es locken mit blinkendem Gold und freier Weite. Daheim auf der geringen Väterscholle blühte ein größeres Glück. Diese Erkenntnis brachte Pedersen nach langer Irrfahrt als Ernte heim. Er war nun fast dreißig Jahre alt und Mannes genug, ein Lebenswerk zu beginnen, an dem noch Kind und Kindeskind ihre Freude haben würden.

Mit Gleichmut, mit bewundernswürdiger Kraft, trug der Heimgekehrte in diesem Herbst — es war im Jahre 1888 — noch einmal alle Bitternis und Not. Er nahm alles hin, ohne Groll, ohne Anklage. In den Qualen des Hungers erschloß sich ihm eine wirklich schönere Welt, die Welt der Kunst. Er kämpfte mit dem Tode und gewann das ewige Leben. Er wußte nichts von alledem, er arbeitete nur rastlos von Stunde zu Stunde.

Und eines Tages erging es ihm wie dem Manne im Märchen. Als er aufwachte, war er berühmt und reich. —

Diese kurze Erzählung ist nicht erfunden, sondern eine von jenen Geschichten, die das Leben schreibt und die wir kaum beachten würden, käme nicht ab und zu ein Feuerglanz in den Alltag unseres Daseins. In solch einer Stunde erinnern wir uns des Arbeiters Pedersen, der unter dem Dichternamen Knut Hamsun in diesem Herbst ein siebentes Jahrzehnt vollendet, ein Dichter, der zu den Größten unter den Lebenden zählt, weil kaum einer so schlicht, so wahr und so heimattreu ist wie er.

Blut

Skizze von Berta Witt.

Sie liebten sich über alle Maßen, — nicht, wie man es nur so zu sagen pflegt, sondern wirklich. Sie, die Tochter des reichen Geschäftsmenschen, und er, der freischaffende bekannte Gelehrte. Natürlich hatten die Eltern des Mädchens, kaufmännisch und rechnerisch veranlagt, wie sie waren, die üblichen Bedenken gehabt. Aber schließlich waren diese verstummt.

Die Verlobung fand also statt, und Papa schenkte den beiden Glücklichen ein funkelnagelneues hübsches modernes Gartenhaus, das allerdings noch erst gebaut werden mußte. Bis es fertig sei, sollten sie sich mit der Hochzeit gedulden. Dann bekämen sie es von oben bis unten herrlich neu, ganz nach ihren Wünschen eingerichtet.

Alles war herrlich. Ihr Glück kannte keine Grenzen. Stundenlang steckten sie die Köpfe zusammen über allerhand Bauplänen, dann wanderten sie täglich zu der Baustelle hinaus, um festzustellen, wie lange es noch dauern würde, bis er fertig sei. Ihre Gedanken bepflanzten bereits den Garten mit den herrlichsten Blumen, bauten unter schattigem Lindengeäst eine Sommerlaube und legten in dem sonnigsten Winkel eine Sandkiste an — für die Kinder.

Endlich war das Haus unter Dach, und man konnte anfangen, an die Auswahl der Möbel zu gehen. Es war förmlich ein schwelgerisches Glück, denn Papa zeigte sich freigebig wie immer.

In dieser Zeit erkrankte sie, — plötzlich, gefährlich. Es waren schlimme Tage. Er, der Gelehrte, befand sich auf einer Vortragsreise und wußte von nichts; vorsichtig teilte man ihm die Lage mit. Die Braut schwebte zwischen Leben und Tod, die Aerzte sprachen nur von einem Rettungsmittel: einer Blutübertragung. Zwei Personen hatten sich angeboten; die eine war für das Experiment nicht geeignet, die Untersuchung der anderen stand bevor. Da erschien der junge Doktor von seiner rasch beendeten Reise.

Sofort begriff er alles, und ohne Bedenken — die Lage duldete keinen Aufschub mehr — bot er sein Blut an. Er hätte sein Leben für die Geliebte gegeben. Die Eltern nahmen etwas betreten seinen bedenkenlosen Entschluß entgegen, die Aerzte fanden die Beschaffenheit seines Blutes außerordentlich gut geeignet, — also im Grunde war ja nichts selbstverständlicher, als daß er sich für sie hingab.

Das Experiment wurde vollzogen. Sein Blut floß hinüber in die Lebenswege, in das Herz der Geliebten . . .

Eine Kleinigkeit war es nicht, — vielleicht hatte man auch seine Kräfte überschätzt. In tiefer Mattigkeit lag er eine Woche und zwei. Anfangs empfand er nur diese Leere des Hirns, die ihn unfähig machte, irgend etwas klar zu denken. Wie im Traum umschwebte ihn die Gestalt der Geliebten, und er lächelte . . .

Eines Tages trat sie zu ihm in sein Krankenzimmer, strahlend, frisch, gesund, den Arm voll blutroter Rosen, deren Farbe sich auf ihrem Antlitz zu spiegeln schien. Staunend, wie aus einem Traum erwacht, starrte er sie an. Ihre Hand strich über sein Haar, glitt über sein Gesicht und fügte sich dann in die seine. Wie warm sie war, diese Hand, warm von seinem Blut. Durch seine eiskalten Finger fühlte er es seltsam rieseln, diese Wärme langsam in sich überfließen . . .

Seine Hand zuckte leise, seine Augen schlossen sich. Die Schwester sprach ein paar Worte mit der Besucherin und ging mit ihr hinaus. Er aber riß die Augen auf, starrte ihr nach, und immer durchrieselte ihn noch dies seltsame Gefühl. Sein Blut war es, das lebensvoll in heißer Wärmewelle wieder zu ihm hinüber zu strömen schien.

Er genas endlich. Er ging, erfüllt vom neu erwachenden Leben, in der Sonne des Gartens umher. Aber der Gedanke, — jener seltsame Gedanke verließ ihn nicht. Er schien sich in die blutlose Leere seines Gehirns eingefressen zu haben.

Der Arzt hatte ihm noch irgendwo einen Kuraufenthalt angeraten; morgen wollte er reisen. Dann würde er allmählich die Welt wieder anders ansehen . . .

Nun kam die Geliebte noch einmal. Wie glücklich, wie strahlend, wie lachend sie ihm wieder erschien! Schöner als je. Sie saß bei ihm, plauderte, etwas befangen noch, wie im leisen, weichen, schuldbewußten Mitleid, und er fühlte wieder ihre Wärme . . . Trotz der Entfernung, die sie von einem Gartensessel bis zum anderen trennte, fühlte er diesen Wärmestrom herüber fließen. Es war eigentümlich beklemmend. Wie Finger legte es sich um seine Kehle, so daß er nichts sagen konnte.

„Das Haus ist gestern fertig geworden," plauderte sie. „Wäre alles planmäßig verlaufen, dann hätten wir vielleicht heute — oder morgen — geheiratet. Nun ist daran nicht zu denken; aber sobald du wieder kommst —"

Er nickte — die Finger schnürten ihm enger die Kehle, diese unsichtbaren Finger. Langsam tastete er nach der Mädchenhand, er wollte sich an diese Wärme gewöhnen, sich zwingen . . . Er vermochte es nicht. Wie Feuer brannte es um, und vor den Augen rauschte es blutrot.

Hastig stand er auf. „Verzeih," murmelte er. Es ist noch immer — diese Leerheit —"

„Armer Junge!" Mitleidig streichelte sie seine Hand. „Es wird sich geben. Ich will jetzt auch gehen. Deine Nerven vertragen die Gegenwart von Menschen noch nicht."

Sie ging. Er sah sie nicht mehr. Er saß auf die Gartenbank zurück gesunken, den Kopf vornübergebeugt. Wie liebte er sie, ihre warme blühende Schönheit, ihr herrliches Jungsein. Und doch . . . Immer würde er diese Wärme spüren, wie ein Feuer, das ihn brannte. Es war sein Blut. Es floß lebensvoll durch diese Adern, sein Blut bestimmte ihren Herzschlag. Sie lebte allein noch durch diesen fremden Lebenssaft, den er ihr gegeben hatte. Sein Blut würde in ihrem Kuß aufwallen, ihm entgegen rauschen, wenn er sie umarmte, — es würde sich zwischen ihnen herstellte. Fühlte sie denn das nicht? Und dann — hatten sie sich nicht Kinder gewünscht? — Vielleicht war es lächerlich, was er dachte; aber es ließ ihn nicht wieder los. Immer würde es wie ein Alp auf ihm liegen müssen, wie ein Grauen, gegen das er sich vergebens auflehnte.

Er stand auf, langsam und schwer, aber mit klaren, festen Gedanken. Er war nicht umsonst der exakte Gelehrte, der einen Gedanken folgerichtig zu Ende denken konnte. In dieser Stunde schrieb er einen einfachen, klaren, folgerichtigen Abschiedsbrief, und früh am Morgen verließ er die Stadt.

Wibbs als Erzieher

Skizze von Max Geißler.

Doktor Wibbs war im Begriff seine siebzehnte Reise um die Erde anzutreten. Er reiste zu seinem Vergnügen und fuhr auf der eigenen Jacht. Zu jeder dieser Fahrten verwandte er drei Jahre . . . Was braucht es weiter, seine wahrhaft geniale Lebensführung zu beleuchten?

Bei seiner Schwester in Plymouth — bei Lady Isabel — feierte man diese siebzehnte Weltumsegelung mit einem Abschiedsessen im engsten Kreise. Der Lord war in London, zur Tagung des Unterhauses, und Mama war ihrem Sohne, dem zehnjährigen Melvil, nicht mehr in jedem Falle gewachsen. Melvil rührte ungeduldig in der Suppe, rührte sich einen Zorn in die Augen — sah aus, als wolle er im nächsten Augenblick den Löffel auf den Estrich schleudern. „Die kocht ja! Weiß man denn nicht . . . ich kann so heiße Suppe nicht essen?"

Mama fürchtete eine Katastrophe. Gütig stellte sie für das Ende der Mahlzeit einen zweiten Pfirsich in Aussicht und sogar einen Rosenlikör.

„Och!" machte Melvil, denn er wußte: wenn ihm sein Herz danach stand, bekam er den Rosenlikör ja doch!

„Ah!" sagte Doktor Wibbs bedeutend . . . „Wibbs," unterbrach ihn die geängstigte Frau, denn unter diesem Namen kannte ihn die Welt . . . „Wibbs, ich bitte: von Erziehung hast du als Junggeselle keine Ahnung!"

Doktor Wibbs überhörte das. „Es ist doch eine alte Sache, mein Junge: vor einer zu heißen Suppe wendet man einfach die japanische Methode an."

Melvil spitzte die Ohren und vergaß, was er vorgehabt hatte. „Japanische Methode?" forschte er gefesselt.

Der Doktor lächelte überlegen. „Die Japaner greifen vor zu heißen Suppen zu den verschiedensten Systemen . . ." (O Gott! dachte Mama. Melvil aber riß die Augen auf.) . . . „nun, z. B. in alten Zeiten benützten sie Handfächer . . . oder," besann sich der Doktor, „sie verwendeten Motorblasbälge, schließlich gelangten sie zu elektrischen Ventilatoren . . . aber, siehe da: zweckentsprechend erschien ihnen zuletzt doch keins dieser Systeme."

„Na nu!" staunte der Junge. „Was machten sie denn noch?"

„Tja," sagte Doktor Wibbs, „und du errätst das nicht?"

„Nein Onkel."

„Lo," machte der Doktor, „sie warten einfach ein bischen, bis die Suppe eßrecht geworden ist!"

Kein Wunder: an diesem Onkel Wibbs vergnügte sich der Knabe Melvil ungeheuer. So sehr, daß er seine Anschläge von vorhin ganz vergessen hatte; denn er löffelte seine Suppe nun mit geradezu innigem Behagen.

Monate waren seitdem verstrichen. Die weiße Jacht des Doktor Wibbs lag im Hafen von Dore vor Neu-Guinea. Da erhielt der Doktor einen Brief von seinem Neffen Melvil aus Plymouth. Darin stand: die japanische Methode finde bei Tisch noch immer ihre Anwendung: